



Es gilt das gesprochene Wort!

Ansprache
des Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz,
Erzbischof Dr. Robert Zollitsch,
beim Festakt zum
70. Geburtstag von Bischof Norbert Trelle
am 8. September 2012 in Hildesheim

„Bauen an einer Zivilisation der Liebe –
Die Kirche und der Fremde“

In wenigen Tagen werden nicht weit von hier, in Hannover, 300 Frauen und Männer aus den deutschen Bistümern zum diesjährigen Gesprächsforum zusammenkommen, das im Rahmen des von der Deutschen Bischofskonferenz in Gang gesetzten geistlichen Gesprächsprozesses zur Zukunft der Kirche in Deutschland stattfindet. Das Gesprächsforum steht, wie Sie wissen, unter dem Leitwort „*Die ‚Zivilisation der Liebe‘ – unsere Verantwortung in der freien Gesellschaft*“. Wir werden im gemeinsamen Hören auf Gottes Wort und im Hören aufeinander über das diakonische Handeln der Kirche nachdenken und uns inspirieren lassen, wie diese Grunddimension der Kirche künftig gestaltet werden kann. Diakonisches Handeln kann man auch, leicht variiert, übersetzen mit „Bauen an einer Zivilisation der Liebe“ – wie ich es als Überschrift für meinen Festvortrag gewählt habe. Wir bauen an einer Zivilisation der Liebe um Gottes und der Menschen willen. Wir bauen als Kirche an einer Zivilisation der Liebe – im Wissen: der Grundstein ist Jesus Christus („*fundamentum est Christus Jesus*“). Darauf weist uns der Wahlspruch von Bischof Norbert Trelle hin, den wir heute ehren. Herzlich gratuliere ich Dir, lieber Bischof Norbert, zu Deinem 70. Geburtstag. Du bist ein engagierter Baumeister einer Zivilisation der Liebe, ein geistlicher Architekt, der den Bauplan der Liebe Gottes in den Aufbau der menschlichen Gesellschaft integriert. Es ist die Liebe zu Gott und den Menschen, die Deinen Dienst als Priester und Bischof von Grund auf prägt. Was Papst Benedikt XVI. in einer seiner Mittwochskatechesen über Johannes Chrysostomos sagt, könnte kaum schöner über Dich, lieber Bischof Norbert, formuliert werden: „.... *er hat*

Kaiserstraße 161
53113 Bonn

Postanschrift
Postfach 29 62
53019 Bonn

Ruf: 0228-103-0
Direkt: 0228-103 -214
Fax: 0228-103 -254
E-Mail: pressestelle@dbk.de
Home: <http://www.dbk.de>

Herausgeber
P. Dr. Hans Langendörfer SJ
Sekretär der Deutschen
Bischofskonferenz

*verstanden, dass es nicht ausreicht, Almosen zu geben, den Armen von Mal zu Mal zu helfen, sondern dass es notwendig ist, eine Struktur, ein neues Gesellschaftsmodell zu schaffen; ein Modell, das auf der Perspektive des Neuen Testaments begründet ist.*¹

Eine besondere Herausforderung für jede Gesellschaft ist der Umgang mit Fremden und Migranten. Der Fragen und Anliegen, die mit dem Thema Migration verbunden sind, hast Du Dich, lieber Bischof Norbert, in den vergangenen Jahren besonders angenommen. Dafür danke ich Dir von Herzen. Nach dem Tod des unvergessenen Weihbischofs Josef Voß hast Du im Februar 2010 den Vorsitz der Bischöflichen Migrationskommission übernommen. Und auch schon zuvor hattest Du Dir einen Ruf als engagierter und unbeirrbarer Streiter für die Rechte der Migranten und Flüchtlinge erworben. So lädt uns Dein persönliches Engagement ein, uns in dieser Feierstunde intensiver mit dem Aspekt der kirchlichen Diakonie – und damit insbesondere mit der Fremdenliebe, die ein ganz besonderer Ausdruck der Nächstenliebe ist – zu beschäftigen. Die Leidenschaft, mit der Du Dich für die Migranten einsetzt, habe ich erst kürzlich bei unserem Spitzengespräch mit den Vertretern des Deutschen Handwerks in Berlin persönlich erleben dürfen. Möge dieser Funke auf möglichst Viele überspringen und so die Leidenschaft, an einer Zivilisation der Liebe mit zu bauen, immer mehr entfachen – eine Zivilisation, die Fremden den Weg ebnet zur Integration.

Für uns Christen ist die Sorge für die Migranten kein Nebenthema, das *special interest*-Gruppen überlassen bleiben könnte. Im Gleichnis vom barmherzigen Samariter (vgl. Lk 10,25-37) hat Jesus selbst die uns zugemutete Reichweite der Nächstenliebe bestimmt: Nicht nur der Volksgenosse ist der Nächste, dem Solidarität gilt, sondern jeder Mensch, der als Bedürftiger unseren Lebenskreis betritt – eben auch der Fremde. Für uns Christen ist der Begriff des Nächsten universal und konkret zugleich, wie Papst Benedikt XVI. in seiner Enzyklika „*Deus Caritas Est*“ festgestellt hat (Nr. 15). Universal, weil niemand, der das Antlitz eines Menschen trägt, der Liebe Gottes fern ist und so vom Liebesdienst der Kirche nicht ausgeschlossen sein darf. Konkret, weil es uns immer um das Schicksal des Einzelnen geht. So gehört die Diakonie für die Fremden unabdingbar zum Bauen an einer Zivilisation der Liebe.

Alle Menschen machen in ihrem Leben in irgendeiner Weise Erfahrungen mit Fremdheit – entweder, weil sie in ihrer Umgebung selbst fremd sind, oder aber, weil sie in ihrer Heimat Fremden und Fremdem begegnen. Von Kindesbeinen an gehört es zu unserem Leben, immer wieder die vertraute Umgebung zu verlassen und mit uns zunächst fremden Menschen Kontakt aufzunehmen und Beziehung wachsen zu lassen. Diese Erfahrungen berühren oft tiefe Schichten der Psyche. Dass Menschen sich schon seit Jahrtausenden mit dem Phänomen der Fremdheit in all ihren Dimensionen beschäftigen, ist nicht verwunderlich. Tatsächlich gehören die Auseinandersetzung mit dem „Fremden“ und der Fremdheit, mit der

¹ Papst Benedikt XVI., *Kirchenväter und Glaubenslehrer*, Augsburg 2008, S. 111.

Zugehörigkeit zu Gruppen und Völkern sowie die Frage nach der Identität zu den immer wiederkehrenden Topoi in Philosophie, Literatur und Religion.

Ein nennenswerter Teil der Menschheit war seit frühester Zeit auf Wanderschaft. Vor Zehntausenden von Jahren haben sich unsere Vorfahren von Ostafrika aus aufgemacht, um sich nach und nach alle Kontinente zu erschließen. Auch in historischer Zeit gab und gibt es immer wieder große Wanderungsbewegungen. Drei, die Deutschland und Europa prägten und bis heute prägen, seien genannt: Die Völkerwanderung veränderte die politische und kulturelle Landschaft unseres Kontinents und wirkt durch die damals im Keim entstehenden Nationen teilweise bis heute nach. Ähnliches gilt für die mittelalterliche Kolonisation Mittel- und Osteuropas durch deutsche Siedler. Auch sie prägte bleibend die Geschichte dieser Landschaften für Jahrhunderte. Nach den Türkenkriegen begann eine gewaltige Wanderbewegung nach Südosten. Allein im 18. Jahrhundert sind 400.000 Menschen aus Deutschland in den Südosten Europas und in den Osten bis an die Wolga ausgewandert. Eine Vielfalt von Sprachen und Kulturen bereicherte Europa, bis sie mit den Vertreibungen nach dem Zweiten Weltkrieg ein jähes Ende fand. Große Wanderungen bestimmen auch die Geschichte auf anderen Kontinenten. Man denke nur an die Auswanderungswellen von Europa nach Amerika und Australien seit dem 18. Jahrhundert. Nicht selten war diese Migration getrieben von Perspektivlosigkeit, von Not und Elend im eigenen Land und der Hoffnung auf eine neue Zukunft. Verschwiegen werden darf aber auch nicht, dass die Folgen der Wanderungen – etwa in Amerika und Teilen Afrikas – nicht selten für die Einheimischen verheerend waren. Hier wird sichtbar, welcher Sprengstoff und welche Gewaltträchtigkeit dem menschheitlichen Grundkonflikt zwischen Wandern und Sesshaftigkeit innewohnen. Dies findet seinen Niederschlag auch in der Heiligen Schrift. In der Geschichte von Kain und Abel treffen sie aufeinander: der sesshafte Ackerbauer und der umherwandernde Hirte. Ihre Interessen sind nicht auf einen Nenner zu bringen. Am Ende steht der Tod eines der Protagonisten – eine Konfliktlösung nach Menschenart, die Gott nachdrücklich verwirft.

In der Heiligen Schrift begegnen uns unzählige Menschen, die auf Wanderschaft sind, die fliehen müssen, die in einer neuen Heimat ankommen, in einem bereits besiedelten Land heimisch werden. Gleich auf den ersten Seiten des Alten Testaments wird Abraham aus seinem „Land, aus seiner Verwandtschaft, aus seinem Vaterhaus“ (Gen 12,1) herausgerufen, um in ein neues, in das verheißene Land zu ziehen. Und das Volk Israel bleibt lange Zeit ein Volk in Bewegung: mit Mose durchquert es die Wüste und wird sich das Land, das ihm verheißene ist, erst erobern. Die schmerzliche Erfahrung der ägyptischen Unterdrückung und des babylonischen Exils prägen das Volk. Denken wir an die Moabiterin Ruth, die ihrer israelitischen Schwiegermutter unverbrüchlich die Treue hält, oder auch an die Heilige Familie – Maria, Josef und Jesus –, die vor dem wütenden Herodes nach Ägypten fliehen muss! Die Erfahrung des Fremdseins und die Herausforderung der Integration im neuen Umfeld sind bis heute lebendig und für uns zugänglich. So stellt denn auch das Alte Testament im Buch Exodus den Fremden unter den Schutz Gottes. „Einen Fremden sollst Du nicht ausbeuten. Ihr wisst doch, wie es einem Fremden zumute ist, denn ihr selbst seid in

Ägypten Fremde gewesen (Ex 23,9)“. Dieser Fremde – das sollte bei allen Versuchen, das alttestamentliche Ethos auf heutige Verhältnisse anzuwenden, nicht übersehen werden – blieb jedoch immer ein Fremder. Hier ist nicht der Integrationsgedanke leitend: Trotz der ihnen zugesprochenen Rechte wurden die Fremden nicht zu einem Teil des Volkes Israel.

Anders ist die Botschaft des Neuen Bundes. Die Missionsreisen des Apostels Paulus führen ihn zu ganz verschiedenen Menschen, so dass Papst Benedikt XVI. Paulus zu Recht einen „Migranten aus Berufung“² nennt. Paulus, dessen Erbe uns Gabe und Aufgabe ist, erlebt, was er sagt: *„Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht Mann und Frau; denn ihr alle seid „einer“ in Christus Jesus.“* (Gal 3,28) In diesem universalen Charakter der katholischen Kirche, in der es keine Ausländer gibt,³ liegt die Wurzel unseres Engagements für Integration bis heute.

Dass das Thema Migration ein vielschichtiges Phänomen ist, zeigt auch ein kurzer Blick in die Geschichte der Bundesrepublik: Kaum war der Krieg vorbei, stand das zerstörte Deutschland vor der Aufgabe, über 12 Millionen Flüchtlinge und Vertriebene aufzunehmen. Ich habe als gebürtiger Donauschwabe und Heimatvertriebener selbst erlebt, was dies für meine Familie und mich ganz konkret bedeutete. Vormalig konfessionell weitgehend homogene Regionen mit starken eigenen religiösen Prägungen und traditionellen Bräuchen erlebten die Zuwanderung von großen Menschengruppen, die oft eine andere Konfession, immer aber andere Traditionen, Gebräuche und Prägungen mitbrachten. Zwar dürfen die Unterschiede zwischen den Deutschen verschiedener landsmannschaftlicher Herkunft – schon aufgrund der gemeinsamen Sprache – nicht überbetont werden; dass aber trotz der gemeinsamen Traditionen des deutschen Kulturraums mit der Ankunft der Vertriebenen und Flüchtlinge mancherorts „Welten“ aufeinanderprallten, ist nicht zu bestreiten. Erst nach und nach verloren die Unterschiede an Gewicht und sind heute im Alltag kaum mehr spürbar – und das nicht um den Preis, dass die Vertriebenen oder die Einheimischen ihre Identität gänzlich hätten aufgeben müssen. Gerade das Bistum Hildesheim steht beispielhaft dafür, wie sich die konfessionelle Landkarte in Deutschland verändert hat: Die Zahl der Katholiken stieg von 265.000 (1939) auf 670.000 (1950). Mit den Jahren sind sie ohne Wenn und Aber Einheimische geworden. So hieß Integrationsarbeit damals, dass Einheimische und Zugezogene gemeinsam „zupackten“ für den wirtschaftlichen und demokratischen Aufbau der Bundesrepublik.

Werte Damen und Herren, liebe Festgäste, wir blicken zurück auf eine lange Geschichte und – vor allem – voraus in die Zukunft, die wir gemeinsam gestalten können.⁴ Dabei dürfen nicht

² Päpstliche Botschaft zum 95. Welttag des Migranten und Flüchtlings 2009.

³ Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hrsg.), *Integration fördern – Zusammenleben gestalten*. Wort der Deutschen Bischöfe zur Integration von Migranten (Die Deutschen Bischöfe 77), 22. September 2004, S. 17.

⁴ Dabei gilt es auch, gegen aufkeimenden Nationalismus anzugehen. Die Wahlerfolge rechtspopulistischer Parteien in den Niederlanden, Österreich und Dänemark bei der Europawahl geben Anlass zur Sorge. „Jetzt zahlen die ‚multikulturell‘ gewordenen Gesellschaften ihren Preis für diese Versäumnisse. In wirtschaftlich

primär ökonomische oder demographische Faktoren handlungsleitend sein! Im Mittelpunkt unseres christlichen Bemühens um Integration steht immer der einzelne Mensch: So forderte etwa das Zweite Vatikanische Konzil im Blick auf die Arbeitsmigranten: „*Alle im Aufnahmeland, namentlich die öffentlichen Stellen, dürfen sie [die aus anderen Ländern herangezogenen Arbeiter] nicht als bloße Produktionsmittel behandeln, sondern haben ihnen als menschlichen Personen zu begegnen (...).*“⁵ Die Überzeugung, dass die Würde des Menschen von Gott verbürgt ist, trägt und motiviert das christliche Verständnis von der Aufnahme von Fremden und ihrer Integration. Auch unser Grundgesetz hebt die unantastbare Würde des Menschen hervor (Art. 1 GG). Der Mensch ist von Natur aus ein soziales Wesen. Seine Persönlichkeit kann er nur entfalten, wenn er in Gemeinschaft lebt. Deshalb sind zentrale Anliegen der christlichen Kirchen, jedem Menschen den Zugang zu dieser Gemeinschaft zu ermöglichen, ihm Möglichkeiten der Partizipation, des diskriminierungsfreien Zugangs zu Bildung und Arbeit und der persönlichen Entfaltung zu schaffen. So postulierte Papst Paul VI. in seiner Enzyklika „*Octogesima adveniens*“ ein Recht aller Menschen auf wirtschaftliche, kulturelle, politische und gesellschaftliche Beteiligung.⁶

Da stimmt es nachdenklich, wenn in einer Umfrage des Allensbach-Instituts 51 Prozent der Migranten in Deutschland angeben, dass sie im Berufsleben keine Chancengleichheit erleben!⁷ Machen wir uns bewusst, dass es sich um ein knappes Fünftel der deutschen Bevölkerung handelt! Derzeit haben über 16 Millionen der Einwohner in Deutschland einen sogenannten Migrationshintergrund (Zugewanderte und ihre Nachkommen),⁸ das sind 19,3 Prozent der Gesamtbevölkerung. Während die Zahl der Gesamtbevölkerung in den letzten Jahren stetig zurückging, stieg der Anteil der Migrantinnen und Migranten.⁹ In Europa gibt es über 60 Millionen Menschen, die außerhalb ihres Geburtslandes leben.

Für eine vertiefende phänomenologische und anthropologische Betrachtung zu dem Begriff des Fremden und dem Umgang des Menschen mit Fremdheit ist hier nicht der Ort. So lassen wir uns, werte Festgäste, von Hans-Magnus Enzensbergers Parabel vom Eisenbahnabteil inspirieren. Sie beschreibt in aller Kürze und Präzision unseren üblichen Umgang mit

schwierigeren Zeiten wächst gerade in den sozial schwächeren Milieus der Industriegesellschaften der Widerstand gegen Zuwanderung und gegen zunehmende Alltagsbelastungen, für die man dort der Migration gerne die Schuld gibt.“ Werner A. Perger, *Die hässlichen Europäer*. Der Aufstieg des Rechtspopulismus scheint unaufhaltsam, ZEIT Nr. 25 vom 10.06.2009, S.4.

⁵ GS 66.

⁶ OA 17. Wie zukunftsweisend seine Worte waren, zeigt sich im Vergleich mit den Ausführungen des Deutschen Städtetages von 2007: „Integration zielt auf gleichberechtigte Teilhabe der Zuwanderer am wirtschaftlichen, gesellschaftlichen, politischen und kulturellen Leben unter Respektierung der jeweiligen kulturellen Eigenart.“ Zitiert in: Karlsruher Leitlinien zur Integration von Zuwanderinnen und Zuwanderern, 2008.

⁷ „Große Mehrheit der Migranten lebt gern in Bundesrepublik“ Hamburger Abendblatt, 15.06.2009.

⁸ Als Personen mit Migrationshintergrund definiert werden „alle nach 1949 auf das heutige Gebiet der Bundesrepublik Deutschland Zugewanderten sowie alle in Deutschland geborenen Ausländer und alle in Deutschland als Deutsche Geborenen mit zumindest einem nach 1949 zugewanderten oder als Ausländer in Deutschland geborenen Elternteil“. Somit gehören auch Spätaussiedler und deren Kinder zu den Personen mit Migrationshintergrund.

⁹ Vgl. 9. Bericht über die Lage der Ausländerinnen und Ausländer in Deutschland vom 27.06.2012 von der Beauftragten der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration.

Fremden: Zwei Fahrgäste haben sich häuslich im Abteil eingerichtet und mit ihren Kleidungs- und Gepäckstücken auch die unbesetzten Sitze in Beschlag genommen. Öffnet sich die Tür und es treten weitere Reisende hinzu, verhalten sich die ursprünglichen Fahrgäste – die sich weder kennen noch etwas gemeinsam haben außer ihrer Anwesenheit in diesem Abteil – eigentümlich solidarisch. Sie treten gegenüber den Neuankömmlingen als Gruppe auf und machen ihren Unwillen deutlich, den Raum des Abteils mit anderen zu teilen. Zu offenen Auseinandersetzungen kommt es fast nie: Der Instinkt, das Territorium zu verteidigen, wird nicht nur durch die Regeln der Bahn, sondern auch durch Regeln der Höflichkeit gebändigt. Die neuen Fahrgäste werden also widerstrebend geduldet, man gewöhnt sich an sie. Dennoch bleiben sie, wenn auch in abnehmendem Grade, als Außenseiter stigmatisiert. Das ändert sich schlagartig, wenn später abermals neue Reisende hinzukommen. Der Status der zuvor Eintretenen ändert sich: Waren sie erst noch die Eindringlinge und Außenseiter, werden sie mit einem Mal zu „Eingeborenen“, sie nehmen alle Privilegien für sich in Anspruch, von denen sie glauben, dass sie ihnen zustünden. Bemerkenswert ist das Fehlen jeglicher Empathie mit den Neuankömmlingen, die mit denselben Widerständen kämpfen müssen, die sie selbst gerade erst erfahren haben. Die Vergesslichkeit, mit der das eigene Herkommen verdeckt und verleugnet wird, ist eigentümlich. Soweit der Dichter und Essayist Hans-Magnus Enzensberger.¹⁰

Bei aller Begrenztheit, die Parabeln in ihrer Kürze und Zuspitzung innewohnt, ermöglicht uns dieser Text doch einen ersten Zugang zu unserer Thematik, die durchaus ihre Ambivalenzen hat. Migration und die damit verbundenen unmittelbaren Kontakte zwischen Menschen unterschiedlicher Herkunft und Kultur sind unbestreitbar ein Zeichen unserer Zeit. Die Begegnung mit Fremdheit ist in vielerlei Hinsicht alltäglich geworden. Dennoch haben Gesellschaft und Politik lange gebraucht, um zu erkennen und zu akzeptieren, dass Deutschland in den zurückliegenden Jahrzehnten – vielleicht wider Willen – zu einem Einwanderungsland geworden ist. An einer klaren Vision für das Zusammenleben zwischen Einheimischen und Zugewanderten aber fehlt es weiterhin. So haben wir uns seit einigen Jahren daran gewöhnen müssen, dass stets aufs Neue und nicht selten voller Emotionen gesellschaftliche und politische Debatten um die Integration von Migranten geführt werden.

Diese Diskussionen haben ihren Kern letztlich in der Frage, welcher Umgang mit Fremdheit einer modernen Migrationsgesellschaft angemessen ist. Mit anderen Worten: Wie kann ein Prozess der Integration gelingen, der es Einheimischen und Zugewanderten ermöglicht, *miteinander* zu leben und nicht *nebeneinander* oder gar im Konflikt. Integration – darauf weist gerade Bischof Norbert Trelle unermüdlich hin – kann und darf nicht auf die vollständige Überwindung und Aufhebung der Verschiedenheit ausgerichtet sein. Denn dies liefe auf das Ziel einer gänzlich homogenen Gesellschaft hinaus, die der gottgegebenen Vielfalt und auch der Freiheit und Würde der Menschen widerspräche und nur mit Zwang und Gewalt durchgesetzt werden könnte. Wohin solche Versuche führen, ist uns aus der

¹⁰ Hans Magnus Enzensberger, *Die Große Wanderung*. Dreiunddreißig Markierungen, 2. Auflage, Frankfurt/Main 1992, S. 11-15.

Geschichte nur allzu bekannt. Ein gewisses Maß an „Fremdheit“, Verschiedenheit und Andersartigkeit kann und muss jede moderne Gesellschaft aushalten. Und der Einfluss des Fremden und Anderen ist ja häufig auch unleugbar bereichernd und anregend. Geistige und physische Abschottung wirken bekanntlich lähmend und sind für die Entwicklung schädlich. Dies gilt auch für Gesellschaften.

Ohne im Einzelnen auf die vielfältigen und komplexen Faktoren eingehen zu können, die das Gelingen von Integration begünstigen oder behindern, möchte ich kurz zwei Aspekte ansprechen, die in der tagesaktuellen Debatte manches Mal zu ungenau und undifferenziert diskutiert werden.

Die erste Überlegung bezieht sich auf die Organisationsform einer Gesellschaft, die Integrationsaufgaben zu bewältigen hat. Die Bedingungen, unter denen eine wirkliche Integration stattfinden kann (in Abgrenzung zu einer Assimilation als reinem Aufgehen in der aufnehmenden Kultur und Gesellschaft), erscheinen mir am ehesten in freiheitlichen Demokratien gegeben zu sein. Sie sind von größerer sozialer Mobilität geprägt, als dies im ständisch geprägten Mittelalter oder auch noch zu Beginn der Industrialisierung vorstellbar war. Solche Gesellschaften garantieren den Schutz der individuellen Rechte der Person, sodass Raum entsteht, die eigene kulturelle und religiöse Identität zu wahren. Gerade so aber werden Menschen in die Lage versetzt, sich auf das Neue einzulassen und sich mit der neuen Heimat zu identifizieren. Indem Staaten und Gesellschaften ihre Zuwanderer an den eigenen wirtschaftlichen, kulturellen und rechtlichen Errungenschaften teilhaben lassen und ihnen Gestaltungsfreiheit für das eigene Leben ermöglichen, wachsen die gesellschaftlichen Gruppen zu einer differenzierten und in sich vielgestaltigen Einheit zusammen. Umgekehrt führt ein dauerhafter Ausschluss größerer Bevölkerungsgruppen von wichtigen Errungenschaften und Rechten zu gesellschaftlicher Spaltung und Unfrieden.

Die große Herausforderung besteht darin, die Balance zu finden zwischen den Pflichten, die Zuwanderer zu erfüllen haben, und den Chancen, die die Aufnahmegesellschaft ihnen bieten muss. So müssen die Hinzukommenden die Bereitschaft zeigen, die deutsche Sprache zu erlernen und die Rechtsordnung wie die ihr zugrunde liegenden Werte unserer Verfassung respektieren. Der Aufnahmestaat wiederum hat die Pflicht, Diskriminierung von Migranten zu unterbinden, Chancengleichheit im Bildungsbereich herzustellen und durch Sprach- und Integrationskurse den Einstieg der Zuwanderer in die Gesellschaft zu erleichtern. Reibungslos – hier sollte sich niemand Illusionen machen – verläuft der Ausgleich von Werten und Interessen oft jedoch nicht. Dies zeigt in diesen Tagen einmal mehr der Streit über die Beschneidung von Jungen aus religiösen Gründen. In jedem Falle aber wird sich unsere Gesellschaft in dem Maß als erwachsen erweisen, in dem sie mit Sorgfalt und Ernsthaftigkeit die Argumente wägt und nach verträglichen Lösungen sucht, statt Ressentiments das Feld zu überlassen.

Die zweite Überlegung führt uns zurück zur Geschichte der Integration der Heimatvertriebenen und Aussiedler. Sie birgt einen Hinweis auf einen für Integrationsprozesse wichtigen Faktor, der indes kaum quantifizierbar ist: den Grad der Verschiedenheit. Je größer die kulturellen Unterschiede zwischen Aufnahmegesellschaft und Zuwanderern sind, desto schwieriger ist es, sich auf gemeinsame Grundlagen und Werte zu verständigen. Die Resonanz auf die Thesen Thilo Sarrazins in breiten Kreisen der Bevölkerung und die Vehemenz, mit der in der Diskussion über die Integrationsfähigkeit der muslimischen Zuwanderer immer wieder eine grundsätzliche Unvereinbarkeit des Islam mit einer wirklichen Akzeptanz unserer freiheitlichen Demokratie behauptet wird, zeigen, wie groß die Fremdheitsgefühle hier noch sind. Obwohl soziologische Indikatoren bei anderen Zuwanderergruppen ähnliche Integrationsprobleme anzeigen (so ist etwa der Schulerfolg von Kindern italienischer Herkunft messbar schlechter als der von Kindern türkischer Herkunft), wird den christlichen Zuwanderern aus dem Mittelmeerraum nur sehr selten vorgehalten, sie seien als Gruppe prinzipiell nicht integrationswillig und strukturell integrationsunfähig. In Zeiten, in denen der christliche Glaube immer mehr Menschen fremd wird und unter den Druck einer forcierten Säkularisierung gerät, verspüren viele offenbar ein diffuses Unbehagen über die immer sichtbarer werdende öffentliche Präsenz einer uns bisher nicht vertrauten Religion, des Islam. Eine Aussage über die tatsächliche Integration muslimischer Zuwanderer ist dadurch natürlich noch nicht getroffen. Anstelle pauschaler Zuschreibungen und der Diffamierung ganzer Gruppen ist eine gründliche Diskussion über die Probleme bei der Integration und über mögliche Lösungen angezeigt. Auch über die Rolle, die religiöse und kulturelle Prägungen dabei spielen, gilt es ernsthaft und vorurteilsfrei nachzudenken. Das Verschweigen von Problemen bei der Integration von Zuwanderern ist in den Debatten ebenso schädlich wie eine Überbetonung der Schwierigkeiten.

Zweifellos waren bei der Eingliederung der Heimatvertriebenen nach dem Zweiten Weltkrieg die gemeinsame Sprache und kulturelle Prägung eine große Hilfe. Und wo Vertriebene in Orte mit der gleichen Konfession kamen, erwies sich die Kirche als wertvoller Integrationsfaktor und bot Heimat. Dies zeigt sich auch bei der Einschätzung der Gastarbeiter aus katholischen Ländern – wie Italien, Spanien, Portugal, Kroatien. Wir wussten uns als Kirche von Anfang an pastoral und sozial für sie mitverantwortlich. Dies schuf eine gewisse Nähe und half, Grenzen zu überwinden.

Man übertreibt gewiss nicht, wenn man der Kirche attestiert, für den Umgang mit dem Fremden und dem Migranten gut gerüstet zu sein. Ist die Kirche doch von ihrem Wesen her eine „pilgernde Kirche“, eine „ecclesia migrans“. Sie ist eine Kirche in Bewegung – unterwegs zum Ziel, das Gott ihr verheißen und geschenkt hat. Hätten sich die Apostel und später die Missionare nicht im buchstäblichen Sinne auf den Weg gemacht, um das Evangelium zu verbreiten, wäre die Kirche nie zu dem geworden, was sie heute ist: eine Weltkirche, in der die vielen Sprachen und Kulturen eine Heimat finden. Weil die Kirche das Verschiedenartige in sich vereint, ist sie selbst ein Modell für eine Einheit in Vielfalt, um die Gesellschaften und Staaten immer wieder ringen. Dieses kirchliche Modell kann zwar nicht

einfach auf die säkularen Lebenszusammenhänge übertragen werden, aber es kann davon doch eine Inspiration für die Integrationsbemühungen in den modernen Gesellschaften ausgehen.

Gerüstet für den Umgang mit dem Fremden ist die Kirche aber auch durch ihre Ethik und das Menschenbild, das dieser zugrunde liegt. Vom Herrn selbst weiß sie sich gerufen, allen Menschen nahe zu sein. Die Pastoralkonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils „*Gaudium et Spes*“ macht dies gleich zu Beginn in eindrücklichen Worten deutlich, die uns auch heute noch bewegen: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi“ (Nr. 1). Papst Johannes Paul II. hat dies in seiner Enzyklika „*Redemptor Hominis*“ noch einmal bekräftigt, wenn er hervorhebt, dass „alle Wege der Kirche zum Menschen führen“. Für den Schutz der Menschenwürde einzutreten, und das gerade in Situationen, in denen sie besonders gefährdet ist – also etwa im Rahmen der Migration – ist eine der wichtigen Aufgaben der Kirche in unserer Welt.

Zur Wirklichkeit des Lebens gehört aber auch, dass die Angst vor dem Fremden und die Scheu vor Veränderungen, die mit seiner Anwesenheit in unserer gesellschaftlichen Wirklichkeit verbunden sind, auch unter Christen und in unseren Gemeinden nicht unbekannt sind. So bleibt es eine andauernde Verpflichtung, in der Gesellschaft und auch in der Kirche Brücken zu bauen zwischen den Einheimischen und jenen, die es erst noch werden wollen. Wir müssen die Chancen für ein gelingendes Miteinander aufzeigen und zugleich Ängste und Sorgen ernst nehmen.

Innerhalb der Bischofskonferenz hat die Migrationskommission die Aufgabe übernommen, eine solche Brückenbauerin zu sein. Dein 70. Geburtstag, lieber Bischof Norbert, ist eine gute Gelegenheit, Dir unseren Dank dafür auszusprechen, dass Du Dich diesen Fragen seit Deiner Bischofsweihe vor 20 Jahren mit großem Engagement widmest. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit möchte ich wenigstens einige der Stationen auf diesem Weg nennen.

In Deinem Heimatbistum Köln hast Du als Weihbischof die Verantwortung für die muttersprachlichen Gemeinden übernommen. Ursprünglich eingerichtet für die seelsorgliche Begleitung der katholischen Gastarbeiter, hat sich die Rolle dieser Gemeinden inzwischen gewandelt. Sie tragen die kulturelle Verschiedenheit der katholischen Weltkirche auch in unsere Ortskirche herein, mit allen damit verbundenen Chancen und Potentialen und mit allen Reibungspunkten und Schwierigkeiten. Obwohl beide zur gleichen Ortskirche gehören, ist das Zusammenleben zwischen den deutschsprachigen Ortsgemeinden und den Gemeinden anderer Muttersprachen vielfach noch nicht so harmonisch, wie es wünschenswert wäre. Fremdheitsgefühle abzubauen, Verschiedenheit auszuhalten und sie als Teil unserer Kirche und ihres kulturellen Reichtums Wert zu schätzen – das bleibt uns aufgegeben. Und dies gilt nicht nur für das Zusammenleben der deutschsprachigen mit den ca. 400 muttersprachlichen Gemeinden, es gilt noch mehr für das Zusammenleben dort, wo es eben *keine* eigenen

Gemeinden für die Zuwanderer gibt: Rund ein Fünftel der katholischen Christen in Deutschland hat einen Migrationshintergrund, dennoch sind diese Menschen in unseren Gemeinden allzu häufig kaum präsent. Je mehr es uns Deutschen gelingt, *gemeinsam* mit den Zugewanderten Kirche zu sein, umso mehr können wir auch für die Gesellschaft zum Vorbild werden.

Dass die Deutsche Bischofskonferenz Dich, lieber Bischof Norbert, auch zum Beauftragten für die „Zigeunerseelsorge“ ernannt hat, hat Dir eine Gruppe nahe gebracht, die seit Jahrhunderten für viele Menschen das „Fremde“ geradezu personalisiert. Sinti, Roma und andere ihnen verwandte Gruppen haben stets unter dieser Fremdheit gelitten, sie haben schwere Verfolgung erlitten und werden bis heute vielerorts ausgegrenzt. Es ist gut, dass es in der Migrationskommission und in der Bischofskonferenz jemanden gab und mit Weihbischof Vorrath als Deinem Nachfolger in diesem Amt auch weiterhin gibt, der die besondere Perspektive dieser Gruppe und ihre Belange in unsere Beratungen einbringt.

In einer anderen Funktion hast Du ein weiteres Erfahrungsfeld von „Fremdheit“ kennengelernt. In den Jahren von 1996 bis 2010 hattest Du als Beauftragter der Bischofskonferenz für die deutschsprachige Seelsorge im Ausland intensiven Kontakt zu den über hundert deutschsprachigen Gemeinden in aller Welt. Diese Gemeinden und ihre Seelsorger müssen sich ihrerseits in einer neuen Umgebung zurechtfinden, sie sind Fremde in einem neuen Land.

Vielleicht am wichtigsten ist Dir, lieber Bischof Norbert, der Einsatz für die besonders Verletzlichen unter den Migranten: die Flüchtlinge. Denen nahe zu sein, die um Leib und Leben fürchten müssen und dringend auf Hilfe angewiesen sind, ist der Kirche von Jesus selbst aufgegeben. Im Bild vom Weltgericht (Mt 25) ist die Behandlung des Fremden eines der entscheidenden Kriterien für den rechten Glauben und das rechte Handeln. Die Kirche leistet durch ihre Caritas und ihre Hilfswerke, aber auch durch das ehrenamtliche Engagement vieler Christen einen eigenen und höchst konkreten Beitrag dazu, den Flüchtlingen Schutz zu gewähren, und denen, die nicht in ihre Heimat zurückkehren können, eine neue Heimat in unserem Land zu geben. Nicht zuletzt durch die öffentlich vernehmbare Stimme des Jubilers, setzt sich die Kirche auch anwaltschaftlich gegenüber Politik und Verwaltung für ein menschenfreundliches Asylsystem ein. Ich möchte es hier einmal mehr zum Ausdruck bringen: Deutschland und die Europäische Union müssen ihren moralischen und rechtlichen Verpflichtungen im Flüchtlingsschutz nachkommen. Es ist besorgniserregend, dass es immer wieder höchstrichterlicher Urteile bedarf, um die Staaten an ihre Pflichten zu erinnern.

Diese *tour d'horizont* durch das Wirken des Migrationsbischofs wäre unvollständig, würde ich nicht noch ein weiteres Amt wenigstens erwähnen, das Bischof Norbert mit großem Engagement ausübt: Als Vorsitzender der Migrationskommission ist er auch Vorsitzender des „Katholischen Forums Leben in der Illegalität“. Darin haben sich auf Initiative der Kommission die wichtigsten katholischen Organisationen und Institutionen

zusammengeschlossen, die sich für die Migranten ohne legalen Aufenthaltsstatus einsetzen. Das Forum tritt seit langem und zunehmend erfolgreich dafür ein, dass diese Menschen grundlegende soziale Rechte – auf Gesundheitsversorgung, auf Bildung für die Kinder und auf Lohn für geleistete Arbeit – auch tatsächlich in Anspruch nehmen können, statt aus Angst vor Aufdeckung und Abschiebung unter menschenunwürdigen Zuständen zu leben.

Lieber Mitbruder Norbert, sehr herzlich gratuliere ich Dir zu Deinem 70. Geburtstag. Ich wünsche Dir Gottes reichen Segen für Dich persönlich und für Dein Wirken als Bischof – hier in der Diözese Hildesheim und auch in unserer Bischofskonferenz. Im Kreis der Bischöfe wirkst Du nicht nur als Vorsitzender der Migrationskommission, sondern auch als Mitglied der Kommission für gesellschaftliche und soziale Fragen. Und ich will nicht vergessen zu erwähnen, dass Du seit 2008 das eher stille, aber umso wichtigere Amt des Vorsitzenden des Verbandsausschusses im Verband der Diözesen Deutschlands inne hast – in Zeiten zurückgehender Einnahmen nicht immer ein Dienst, mit dem man Freunde gewinnt. In diesem Amt bist Du mein *Nachfolger*, im Vorsitz der Bischofskonferenz seit der Herbst-Vollversammlung im vergangenen Jahr mein *Stellvertreter*. Für Deine unermüdliche Arbeit und für Deine Unterstützung danke ich Dir persönlich und im Namen aller Mitbrüder.

„Bauen an einer Zivilisation der Liebe“ – dazu ist die ganze Kirche berufen. Wir sind die Bauleute. Und wie erfüllend diese Berufung ist, wie reich sie uns macht, das können wir am Leben und Wirken unseres Jubilars ablesen. Auch für dieses Zeugnis gilt Dir, lieber Bischof Norbert, heute unser Dank. Ad multos annos!